



URL: <http://www.tagesspiegel.de/zeitung/Sonntag-Sonntag-Homosexuelle-Paare-Kinder-Regenbogenfamilien;art2566,2879468>

Frauen&Männer

Mutter, Mutter, Kind

Von Lesben, Schwulen und ihrem Wunsch nach Familie. Das Dumme ist: Es gibt Vorurteile und Verbote. Das Gute ist: Natur und Staat lassen sich überlisten.



Familie Posselt: Anja, Cora und ihr Sohn Julius. Foto: Uwe Steinert
Von Nicola Abé
23.8.2009 0:17 Uhr

Handwarm sollte das Sperma sein. Thomas stellt einen Topf auf den Herd, dreht die Gasflamme auf eine mittlere Stärke und legt ein kleines Wärmekissen in das Wasser. „Wir kommen jetzt vorbei“, hatte Nina am Telefon gesagt. Sie klang nervös. Zehn Minuten hat er jetzt. Zehn Minuten, um ein Kind zu zeugen.

Thomas geht in sein Schlafzimmer, einen sterilen Plastikbecher in der Hand. Genaue Anweisungen hatte er erhalten. Nina kennt sich aus, sie ist Apothekerin. Drei Tage lang sollte er auf Sex

verzichten. Nicht durchgehalten. Würde es trotzdem funktionieren?

Thomas verschließt den Plastikbecher. Jetzt bloß nichts falsch machen. Wie viel Zeit noch? Die Kompresse ist warm, nicht zu heiß, gut so. Thomas steckt den Becher in eine dunkelgrüne Wollsocke und legt das Kissen dazu. Er schaltet den Fernseher ein.

Gefragt hatte Nina ihn auf einer Party: „Könntest du dir vorstellen, mir ein Kind zu machen?“. Das war vor vier Jahren. Thomas hatte spontan „ja“ geantwortet. Er fühlte sich geschmeichelt. Und ihm gefiel die Idee, Vater zu werden als schwuler Mann.

Es klingelt an der Haustür. „Hallo“, sagt Nina. „Hallo“, sagt Thomas. Schweigen. Er drückt ihr die grüne Socke mit dem Becher in die Hand; sie nimmt das Bündel, hält es schützend unter ihren Mantel. Es ist ein dunkler Sonntagabend im Oktober, kalt draußen.

Was hier passiert heißt in Insiderkreisen „Bechermethode“ und ist nur eine der Möglichkeiten für homosexuelle Paare, eine Familie zu gründen. Lesbische Frauen fragen oft Bekannte nach einer Samenspende, andere besorgen sich den fehlenden Chromosomensatz über das Internet oder sie bestellen bei einer Samenbank und lassen sich in einer Klinik künstlich befruchten.

Komplizierter wird es bei schwulen Paaren: In Deutschland ein Kind zu adoptieren ist für sie so gut wie unmöglich. Und bei der Vermittlung von Pflegekindern werden heterosexuelle Paare bevorzugt.

Als Nina zu ihrer Freundin Maren in den dunkelblauen Corsa steigt, müssen beide lachen. „Das ist schon komisch“, sagt Nina. Sie setzt sich auf den Beifahrersitz, das kurze dunkle Haar vom Wind zerzaust. Den Becher wärmt sie zwischen ihren Beinen. Jetzt schnell nach Hause, Maren ist eine gute Autofahrerin, sportlich, konzentriert. Ihre Hände schwitzen am Lenkrad. Nina sieht auf die Uhr. Je mehr

Zeit vergeht, desto mehr Spermien sterben ab.

Maren zündet die Kerzen im Schlafzimmer an, legt ein „Café del Mar“-CD auf. Nina hat in der Apotheke eine Spritze besorgt. Sie drückt selbst ab. Danach geht sie in den Handstand, um die Chancen auf eine Schwangerschaft zu erhöhen.

Drei Monate lang hat Nina ihren Zyklus beobachtet, jeden morgen um sechs Uhr Fieber gemessen, auch im Spanienurlaub. Der Eisprung muss kurz bevorstehen. Dass sie beim ersten Versuch schwanger wird, ist sehr unwahrscheinlich. Nina ist 35 Jahre alt.

Zehn Tage später erscheint ein rosafarbener Streifen im oberen Feld des Schwangerschaftstests. In Ninas Bauch wächst ein Kind.

Etwa 7000 Kinder leben laut Mikrozensus in Deutschland in sogenannten Regenbogenfamilien, also mit zwei Müttern oder zwei Vätern. Meist handelt es sich um Jungen und Mädchen, die aus früheren heterosexuellen Beziehungen stammen. Doch gerade lesbische Paare wollen gemeinsam Kinder bekommen. Ein Hindernis ist die Biologie, ein anderes die Bundesärztekammer. Deren „Richtlinie zur Durchführung der assistierten Reproduktion“ schließt die Insemination, die durch einen Mediziner betreute Befruchtung mit Spendersamen, bei gleichgeschlechtlichen Paaren aus.

Nicht jeder Arzt hält sich daran: Cora und Anja Posselt ließen die Insemination in einer Klinik durchführen. Vor ein paar Tagen ist ihr Sohn Julius ein Jahr alt geworden. Über dem Esstisch hängen noch die bunten Luftballons, das Kind verteilt Bauklötze auf dem Parkettboden. „Ein anonymes Samenspende aus dem Netz kam für uns nicht in Frage“, sagt Cora. Die zarte 33-Jährige ist die leibliche Mutter von Julius. Anja, fünf Jahre älter, burschikose Kurzhaarfrisur, dreifach durchstochene Ohrläppchen, ist Co-Mutter.

Drei Profile von Männern hatte das Ehepaar zu Auswahl: Größe, Gewicht, Haarfarbe. „Ein Foto kann man natürlich nicht sehen“, sagt Anja. Beruf und Hobbys müssen die Männer aber angeben. „Man klammert sich dann an Kleinigkeiten“, sagt Cora. Am Studienfach, das sie nicht verraten will, glaubte sie Sozialkompetenz abzulesen, das Hobby Musik stand für Kreativität. „Aber letztlich ist das alles egal“, sagt Cora, „wichtig ist vor allem die gesundheitliche Überprüfung des Spenders.“

Der Preis für die Behandlung variiert von Klinik zu Klinik, bei Anja und Cora waren es rund 3000 Euro. Meist zahlt die Kundin eine Pauschale und hat bis zu zehn Versuche, um schwanger zu werden. Dabei wird der Spendersamen per Katheder direkt in die Gebärmutter eingeträufelt. „Die Turnübungen konnte ich mir also sparen“, sagt Cora und kitzelt ihren Sohn am Bauch. Sie hatte Glück: Schon nach zwei Versuchen hat es geklappt.

Gerade bei Frauen ab Mitte 30 ist eine Schwangerschaft durch Insemination unwahrscheinlich. Mehr Chancen auf Erfolg verspricht die Befruchtung der weiblichen Eizelle im Reagenzglas. Für diese Behandlung müssen lesbische Paare ins Ausland fahren, etwa in die Niederlande. Die Kosten liegen bei rund 4000 Euro – pro Versuch.

Noch schwieriger ist es allerdings für schwule Männer, sich den Traum vom Familienglück zu erfüllen. Gleichgeschlechtliche Paare können in Deutschland

nicht gemeinsam ein Kind adoptieren. Die sogenannte Stiefkindadoption, bei der einer der Partner das leibliche Kind des anderen adoptiert, ist bei homosexuellen Männern sehr selten, meist wachsen die Kinder bei ihren Müttern auf.

Marcel de Groot, 50 und Rainer Ditzel, 52, haben sich für Pflegekinder entschieden. Die beiden sind seit 25 Jahren ein Paar. „Schwule bekommen die Kinder, die sonst keiner will“, sagt Rainer. Vor elf Jahren kam Jasmin zu ihnen. Damals war sie vier Jahre alt, stammte aus einer türkischen Familie und war den Eltern per Gerichtsbeschluss entzogen worden. Deutsch konnte sie nicht. Und auch kein Türkisch. „Sie war verwahrlost“, sagt Rainer, der von Beruf Erzieher ist.

In den folgenden Jahren lebten die Pflegeväter in der ständigen Angst, das Kind wieder zu verlieren. „Die Familie war nicht damit einverstanden, dass Jasmin bei zwei Männern aufwächst“, sagt Marcel. Immer wieder versuchten die leiblichen Eltern, das Sorgerecht einzuklagen – ohne Erfolg. Jasmin blieb in der Regenbogenfamilie und hat zwei weitere Pflegegeschwister bekommen.

Die Liste der Vorurteile ist lang: „Für Kinder ist es am besten, wenn sie bei Mann und Frau aufwachsen“, sagt Hartmut Koschyk, Chef der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag. Regenbogenkinder seien nicht nur Diskriminierungen ausgesetzt, auch die Partnerschaften ihrer Eltern seien weniger stabil.

„Eltern wissen nicht, wie sich ihre Beziehungen langfristig entwickeln. Ehen scheitern. Bei Homosexuellen potenziert sich wahrscheinlich das Risiko“, sagte der Kinderarzt und Buchautor Remo Largo kürzlich in der Schweizer „Weltwoche“. Für Daniel Regli vom kirchennahen Verein Familienlobby sind Regenbogenkinder die „Leidtragenden“. Bei der sexuellen Selbstfindung hätten sie es schwerer, es könnte Verwirrung entstehen.

Ist es also egoistisch, wenn gleichgeschlechtliche Paare Kinder großziehen wollen?

„Wo Kinder mit Liebe aufwachsen, wachsen sie gut auf“, erklärte Justizministerin Brigitte Zypries kürzlich und forderte das volle Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare. Homosexuelle seien keine besseren, aber auch keine schlechteren Eltern als andere. Auch Marina Rupp, Leiterin der vom Justizministerium in Auftrag gegebenen Studie zur „Situation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften“, hält Regenbogenfamilien für durchaus qualifiziert zur Kindeserziehung. „Die sexuelle Orientierung der Eltern spielt eine untergeordnete Rolle“, sagt die Soziologin, „viel wichtiger für das Kind sind stabile Beziehungen zu beiden Elternteilen.“ Kinder aus Regenbogenfamilien entwickelten sich ganz normal. Auch eine Verwirrung bezüglich der Geschlechterrollen finde nicht statt. In den Kategorien Selbstbewusstsein und Autonomie schnitten Regenbogenkinder sogar besser ab als ihre Altersgenossen. „Ihr Vorteil ist, dass sie eigentlich immer Wunschkinder sind“, so Rupp.

Ein Jahr und neun Monate nach der Übergabe des Bechers an Nina: Thomas, dunkles Hemd, blaue Augen, sitzt im „Impala“, einem Café am Berliner Nollendorfplatz. Ein wenig sieht er aus wie Claus Kleber. „Ich habe eine Luxusvaterschaft“, sagt er, lächelt und bestellt einen Salat mit Thunfisch. Alle ein, zwei Wochen sieht er seine Tochter Marie. Neulich waren sie beim Babyschwimmen. „Sie entwickelt einen immer stärkeren Bezug zu mir.“ Thomas weiß, er kann als Vater nur so präsent sein, wie es die Beziehung zwischen Nina und Maren erlaubt. Thomas weiß auch, dass seine Tochter bei den beiden Müttern

gut aufgehoben ist. „Mit so einer hippen Mitte-Tussi hätte ich kein Kind bekommen“, sagt er.

Nina und Maren verbringen ihre Abende am liebsten zu zweit auf der Terrasse. Noch vor der Geburt ihrer Tochter haben sie sich ein kleines Haus gekauft, im grünen Berlin-Rudow. An der Haustür hängt ein hellblaues Schild, „Welcome“ steht darauf. „Ich bin Apothekerin geworden, um mir eine Familie leisten zu können“, sagt Nina. Ihre Freundin ist Beamtin. „Meine Frau“, sagt sie. Sonntags gehen sie in die Kirche, christliche Erziehung ist ihnen wichtig. Zwei Menschen, die sich genügen, die trotzdem einen Dritten, einen Mann, in ihr Leben gelassen haben, die mit Eifersucht und Ängsten umgehen, damit ihre Tochter einen Vater hat.

Hinten im Garten schläft eine dicke, graue Katze. Sommerblütenduft. Ihre Tochter haben sie schon ins Bett gebracht. Maren wirft noch einen prüfenden Blick auf die Zucchini, die sie hier anbaut, nimmt einen Schluck Bier und sagt: „Gott, sind wir Spießer.“

(Erschienen im gedruckten Tagesspiegel vom 23.08.2009)